

# Ein neues Quartier für Wedel

Zeitzeugen erinnern sich an die Entstehung von Gartenstadt Elbhochufer



RICHTFEST IM ERSTEN BAUABSCHNITT: DAS INTERESSE AN NEUEM WOHNRAUM NACH DEM KRIEG WAR IMMENS. PRIVATSAMMLUNG / TECHNICON

*Inge Jacobshagen*

Das Bild ist aus einem Buch abfotografiert: In der Mitte gut sichtbar der alte Speicher der Wedeler Zuckerfabrik. In dunklem Backstein erbaut wirkt das Gebäude wie eine Trutzburg, die nicht weichen will. Daneben die neuen Reihenhäuser der neuen Gartenstadt Elbhochufer, hell, frisch und verheißungsvoll, in Reihen angeordnet, damit die Sichtachsen auf die Elbe frei bleiben.

Zeitzeuge Hartmut Friböse fiel auf dem alten Original etwas anderes auf. Zur Baracke neben der Zufahrtstraße zur Zuckerfabrik, klein, unscheinbar und sicher nicht mehr lange dort gelitten, kann er etwas sagen. Hugo Möller, Direktor der Möllerschen Optischen Werke, habe damals dort nach dem Krieg seine Garage gehabt. „Er fuhr einen Borgward“, weiß Friböse. Im Keller lagerte der Industrielle außerdem Äpfel und „alles andere Essbare, was das Herz begehrt“. „Die Fenster zur Entlüftung des Kellers waren klein“, erzählte der Zeitzeuge. „So klein, da kamen nur Kinder rein“, ergänzte er. Und fügt nach einer kurzen Pause an: „Und ich war ganz klein.“ Das ist es, was Geschichte lebendig macht: Erinnerungen an die kleinen Begebenheiten, an die Erlebnisse, die nicht weltbewegend, aber für die

Menschen und die Zeit prägend waren. Wedels Zeitzeugenbörse will Erinnerungen sammeln und bewahren und lädt deswegen regelmäßig zu Zeitzeugengesprächen ins Wedeler Rathaus ein.

Zum Thema Stadtentwicklung speziell zur Entstehung und Entwicklung des Quartiers „Gartenstadt Elbhochufer“ Anfang der 1950er-Jahre war der Saal mal wieder voll. Sogar auf der Empore saßen die Zuhörer. Etwa 15 der rund 50 anwesenden Besucher hatten die Entstehung des neuen Wohnquartiers miterlebt, rund zehn Teilnehmer leben gegenwärtig in der Siedlung, das hatte Leiterin Almut Gotoncy zu Beginn der Veranstaltung abgefragt.

In einem bilderreichen, sehr anschaulichen Vortrag gaben Heinz Gläser und Sören Karstens vom Technicon zuerst einen historischen Einblick in die Visionen und Ideen, Entwürfe und schließlich die konkrete Realisierung des nach dem Krieg dringend benötigten Wohnraumplans. Durch Flüchtlinge und Zugezogene aus dem ausgebombten Hamburg hatte sich die Einwohnerzahl Wedels fast verdoppelt. Rund 1900 Wohneinheiten fehlten, bis zu 1100 Familien wohnten in Baracken und Behelfsheimen. Allein diese zu ersetzen, hätte mehr als zehn Jahre Bauzeit gekostet, sagte Karstens. Bürgermeister Heinrich Gau habe damals geschickt zwei Dinge befeuert, erklärt Gläser. Um den beruflichen Pendelverkehr nach Hamburg zu bremsen, der Wedel nichts brachte, weil der kommunale Ausgleich der Stadt nicht zugute kam, sondern im Gegenteil, die Stadt sogar noch zu Ausgaben hinsichtlich Infrastruktur zwang und die Menschen darüber hinaus auch noch ihr Geld beim Einkaufen in der Hansestadt ließen, holte der Bürgermeister die Industrie kurzerhand nach Wedel. Und verknüpfte sein Engagement mit dem Wohnungsbau. „Die Firmen konnten ihren Mitarbeitern hier in Wedel Wohnungen anbieten“, erläuterte Gläser den Coup.

Ein Modellentwurf sah gleich fünf Hochhäuser vor. Realisiert wurde schließlich nur eines, das am Hans-Böckler-Platz, das noch heute wie ein Monolith aus der Bebauung hervorsticht. Anders als die Wohnungen in den sogenannten Telefunken-Häusern entlang Parnaß- und Elbstraße und anders als die vielen Reihenhäuser am Elbhochufer, die begehrt und beliebt waren, gingen die Bewerbungen für die 119 Mietwohnungen im Hochhaus damals nur spärlich ein. Voraussetzung für eine Bewerbung um Wohnraum im neuen Quartier: Man musste einen Lastenausgleich vorweisen können. Das heißt: Man musste nachweisen, dass man Flüchtling oder ausgebombt war. Einheimische konnten auch einen Baukostenzuschuss leisten, erläuterte eine Zeitzeugin. Bedeutet: Man musste Eigenkapital aufbringen, durch Kredite oder ähnliches.

Damit es nicht zu Geschäftemacherei kommen konnte, behielt sich die Wohnungsbaugesellschaft Wobau ein Vorkaufsrecht vor, sollte die Immobilie weiterverkauft werden. „Spekulation war damals also nicht möglich“, stellte Karstens klar. Zehn Jahre später musste die Rechtslage allerdings schon wieder eine andere gewesen sein. Eine Wedeler Zeitzeugin berichtete, ihre Familie sei 1965/66 aus einem mittleren Reihnhaus in ein Eckhaus in einem Viererblock gezogen – da hätten sie „schon einen ganz anderen Preis gezahlt“. Er sei von der Weiträumigkeit des Geländes, der

Großzügigkeit in der Bebauung und den freien Blickachsen zur Elbe beeindruckt, bekannte Gläser. Die wurden allerdings mit strengen Auflagen erkaufte. Alle Hecken, die zur Elbe oder zur Straße hin angelegt waren, durften lediglich 60 Zentimeter hoch sein, wusste Zeitzeuge Friböse zu berichten, der als Flüchtling in die Rolandstadt kam, wie er dem Plenum erzählte. Zäune oder Hecken zwischen den Eigenheimen waren nicht erlaubt. Ebenso durften keine Ställe aufgestellt oder Gemüse angebaut werden. Allein Blumen wurden auf schmalen Streifen an der Terrasse geduldet.

Zuwiderhandlungen wurden streng geahndet: „Dass das eingehalten wurde, darauf haben Nachbarn sehr aufgepasst“, berichtete eine weitere Zeitzeugin. Eine andere wusste: „Wenn die Elbsicht nicht mehr gewährleistet war, wurde auch schon mal mit Klage gedroht.“

Heute ist von all den Verboten nichts mehr zu spüren. Das zeigt ein Vergleichsfoto aus dem Jahr 2004. Die Reihenhausgärten sind aus der Vogelperspektive kaum mehr zu erkennen, es dominiert üppiges Grün von Bäumen und Büschen. Ab und zu blitzen Carportdächer hervor. Die scheinen mittlerweile in allen Gärten Einzug gehalten zu haben. Der Blick auf die Elbe ist aus den hinteren Reihen schon lange nicht mehr möglich. Dass es an der Elbkante nicht zu einem 22-stöckigen Hotelhochhaus kam, ist der Bürgerinitiative Schutzgemeinschaft Elbhochufer zu verdanken, die Ende der 1960er-Jahre gegen Pläne eines Hamburger Investors Sturm lief, der dort, wo jetzt die Graf-Luckner-Seniorenresidenz steht, ein überdimensioniertes Kongresszentrum mit Dachterrasse bauen wollte. „Ein absoluter Horror, so ein Projekt da zu haben“, drückte es eine Zeitzeugin aus.

Zeitzeuge Friböse erinnerte an die positiven Dinge, die damals möglich waren, zum Beispiel das Schlittenfahren: „Wir hatten eine ganz tolle Rodelbahn. Wenn ab 20 Uhr abends die Leute weg waren, war's besonders schön.“ Dann war die Bahn nicht nur frei, sondern auch vereist – und damit besonders schnell. „Rechts rum hatte die Rodelbahn weniger Steigung“, erinnerte sich Friböse. „Senkrecht runter war's gefährlicher. Da musste man im letzten Moment abbiegen, sonst ging's den Abhang runter.“



M MODELL EINE PLANUNGSVERSION MIT FÜNF HOCHHÄUSERN ENTLANG DER PULVERSTRASSE. WESENTLICHES MERKMAL DIESES ENTWURFES SIND DIE FÜNF ZWÖLFSTÖCKIGEN HOCHHÄUSER, DIE SICH AM ZU ERHALTENEN VERLAUF DER ELBSTRASSE BEFINDEN SOLLTEN, LETZTENDLICH WURDEN DIESE AUS KOSTENGRÜNDEN ABER NICHT GEBAUT (LINKS). STATT DES KONGRESSHOTELS WURDE DIE GRAF-LUCKNER-SENIORENRESIDENZ REALISIERT (UNTEN).  
HAMBURGER ARCHITEKTURARCHIV/JACOBSHAGEN

